Der Todte von Horror Island.

Roman von **Harry Scheff.**

(3. Fortsetzung.)

Beate war die Nichte des Doctors, in dessen Haus mich die „Fürsorge" meines Vaters gebracht hatte. Eine Schwester des Arztes hatte einen Herrn v. Ballstetten geheirathet, einen Offizier, der nach seiner Verheirathung den Dienst aufgab und in einigen verfehlten Speculationen sein Vermögen verlor. Der Gram tödtete ihn, und auch seine Gattin folgte ihm bald in's Grab. Doctor Gabriel nahm das einzige Kind seiner Schwester in sein Haus und vollendete Beatens Erziehung. Sie war jetzt siebzehn Jahre, und er bewachte die wundervoll erblühende Mädchenknospe mit argwöhnischen Blicken. Doch hatte er ihr gestattet, an meinem Lager zu wachen, als ich in wilden Fieberphantasien lag; er selbst war es ja gewesen, der ihr zuerst von dem vornehmen Patienten, den seine Anstalt jetzt barg, erzählt und so ihr Interesse für mich selbst wachgerufen hatte.

Ich will kurz sein. Beate überzeugte sich sehr bald, daß man mich keineswegs mit Recht zurückhielt; sie wußte aber auch, hatte es aus dem Munde ihres Oheims selbst erfahren, daß ich nach dem Willen meines Vaters für lange Zeit dieses Haus nicht würde verlassen dürfen. „Der Schandfleck auf dem Wappenschilde derer zu Fels" sollte eben nicht so bald wieder zum Vorschein kommen.

Hielt mich mein Vater wirklich für geisteskrank, glaubte er seine Pflicht zu erfüllen, als er mir die Freiheit entzog und mich unter die Beobachtung eines Irrenarztes stellte? Ich glaube es; ja, ich glaube es, daß ihm meine Anschauungen, die ja von den seinigen durch eine Welt getrennt waren, krankhaft erschienen, und ich will mit dem Gedanken von hinnen gehen, daß es väterliche Liebe und Besorgniß war, welche ihn damals so handeln ließen.

Und dann — führte er mich denn nicht, ohne es zu wollen freilich, auf den Gipfel paradiesischen Glückes, war er denn nicht das Werkzeug, welches sich das Schicksal erkoren, um mich Beaten zuzuführen?

Wir liebten uns und beschlossen uns für das Leben anzugehören. Und einen Ocean wollten wir zwischen uns und diejenigen legen, die unserem Bunde feindselig gegenüberstanden und uns, wenn sie die geringste Kenntniß unserer Neigung gehabt, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln voneinander gerissen hätten.

Nachdem wir uns vollkommen über unsere Ziele und Absichten einig geworden, planten wir die Flucht. Wir verfügten über nur geringe Geldmittel. Ich trug zur Zeit, da Doctor Gabriel mich in sein Haus lockte, einige Hundert Mark in meiner Tasche, die man mir auch gelassen hatte; aber ich besaß Brillantringe an meinen Fingern, die eine Summe von etwa dreitausend Mark selbst bei ungünstigem Verkauf ergeben mußten. Das war das Capital, welches uns zu Gebote stand, um zu fliehen und nach America hinüber zu gelangen. Drüben, im freien Land, wollte ich schon für den Unterhalt meines geliebten Weibes und den meinigen sorgen!

Die Flucht selbst war mit Beatens Hülfe verhältnißmäßig leicht zu bewerkstelligen. Doctor Gabriel war in jener Nacht seinem Hause fern; er weilte in der Stadt, wo er in einem wissenschaftlichen Verein einen Vortrag hielt. Er hatte sich, da er bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich noch mit einigen Freunden zusammensaß, seinen Wagen erst für zwei Uhr Morgens bestellt. Dieser Wagen spielte in unserem Fluchtplane eine hervorragende Rolle.

Dem alten Kutscher hatte Beate am Abend zugeflüstert, es handle sich um eine Ueberraschung für den Onkel, um einen Scherz, sie werde in der Nacht mit ihm zurückfahren. Doch sollte kein anderer davon Kenntniß haben, und deshalb müsse der Wagen an der kleinen Gartenpforte halten und sie aufnehmen. Der alte Diener hielt auch wirklich reinen Mund, um seinem lieben Fräulein, das immer freundlich und gütig zu ihm war, den Spaß nicht zu verderben. Er erwartete sie auf dem Bock seines geschlossenen Wagens an der bezeichneten Stelle; Beate stieg, die Aufmerksamkeit des Kutschers durch einige Fragen fesselnd, von der einen Seite ein, während ich auf der anderen den Schlag leise öffnete und in das Gefährt hineinschlüpfte.

Und fort ging es der Stadt und unserem Glück entgegen!

Wenige Stunden später saßen wir im Eilzuge, der uns rasch gen Westen trug. Wir reisten über Bremen nach der Neuen Welt und erreichten, ohne nur im Geringsten angefochten zu werden, New York. Wir hatten uns getäuscht, als wir befürchtet, man werde uns verfolgen und der Telegraph werde nach allen Richtungen hin unsere Flucht melden. Nichts geschah in dieser Beziehung. Mein Vater muß wohl dem Doctor den Befehl gegeben haben, Stillschweigen zu bewahren und jeden öffentlichen Skandal zu vermeiden. Ich selbst war seitdem für ihn todt. Als ich später einige Briefe an ihn richtete und ihn im Interesse meiner Frau und meines Kindes versöhnen wollte, erhielt ich nur ein einziges Mal einige Zeilen als Antwort. Er habe allerdings einen Sohn besessen, schrieb er kalt und förmlich, doch habe er ihn vor einigen Jahren begraben. Leute, die jetzt für eine Frau obscurer Abkunft und deren Kind irgend welche Rechte im Namen seines verstorbenen Sohnes beanspruchten, müßten entweder Getäuschte oder aber — Betrüger sein. Er bitte sich ein für allemal aus, nicht fernerhin mit Zuschriften belästigt zu werden.

Seitdem hatte auch ich natürlich keinen Vater mehr.

Und doch bildete ich mir ein, daß sein Interesse nicht so ganz für mich erstorben sei, als es den Anschein habe. Freilich empfand ich das in für mich höchst ungünstiger Weise. Noch heute besitze ich keine Erklärung dafür, weshalb ich aus jeder Stellung, die ich in America annahm und zur Zufriedenheit ausfüllte, nach einiger Zeit unter nichtigen Vorwänden entlassen wurde. Ich änderte meinen Namen zu wiederholten Malen, ich wechselte die Städte, ohne irgend Jemand eine Mittheilung zu machen, wohin ich mich wende — gleichviel, nach einigen Monaten ereilte mich mein Schicksal. Und fragte ich, zitternd vor ohnmächtiger Wuth, nach dem Grunde meiner Entlassung, dann wurde mir ausweichend geantwortet.

Und dann mußte ich zu meinem Weibe heimgehen und der Aermsten sagen: „Wir müssen weiterziehen; auch hier kann unseres Bleibens nicht sein — jene unsichtbare Gewalt, die uns bekämpft und es darauf angelegt zu haben scheint, uns zu verderben, hat wieder einmal gesiegt und ihren Zweck erreicht." Dann aber fand ich bei Beate jenen Trost und jene Aufrichtung in meinem Schmerz, den nur ein liebendes und geliebtes Weib uns zu gewähren vermag. Hand in Hand traten wir dann an das Bettchen, in dem unser Kind schlummerte, und auf den kleinen süßen Engel niedergebeugt, empfanden wir mit unaussprechlich wohlthuendem Gefühl, daß die Macht unserer verborgenen, heimtückischen Feinde an der Schwelle unseres Heims wenigstens Halt machen müsse.

Unser Kind war uns ein Jahr nach unserer in New York erfolgten Verheirathung geschenkt worden. Unsere Susanne — meine Frau hatte ihr den Namen ihrer Mutter gegeben — war ein wahres Gottesgeschenk! Als ich das kleine holde Wesen zum ersten Mal an meine Brust drückte, zum ersten Mal sonnetrunken ausrief: „Mein Kind — mein geliebtes Kind," da stürzten heiße Thränen aus meinen Augen — wie jetzt, wie eben jetzt — da ich, überwältigt von verzehrendem Weh, mit dem Bewußtsein, daß ich Weib und Kind niemals, niemals wiedersehen werde, diese Zeilen niederschreibe! —

Fünf Jahre waren vergangen, und immer war es mir noch nicht geglückt, irgendwo festen Fuß zu fassen. Wie von einem Fluch verfolgt, irrten wir durch die Staaten. Oft trat die Noth an uns heran, und wir hatten kein Brot im Hause, aber immer gelang es mir wieder, ein Unterkommen zu finden, einige Monate hindurch gutes Geld zu verdienen, bis — das Gefürchtete eintrat und ich wieder einmal meine Stellung verlor. Aus dem Westen kehrten wir nach dem Osten der Vereinigten Staaten zurück, da ich wähnte, meine geheimen Feinde würden mich am wenigsten wieder in New York vermuthen. Und wirklich, das Glück war mir auch hier hold. Ich erlangte einige Tage nach meinem Eintreffen eine Anstellung als Zeichner im Bureau eines Bauunternehmers. Mein Chef zeichnete mich in jeder Weise aus, da meine Arbeiten seinen vollen Beifall hatten und er wohl sah, daß ich es mit meiner Thätigkeit durchaus ernst nahm. So vergingen vier Monate. Schon glaubte ich mich geborgen, dem Einfluß meiner Verfolger entrückt, da trat das diesmal Unerwartete ein. Mein Chef erklärte mir, daß er auf meine Mitarbeiterschaft verzichten müsse. Ich las ihm vom Gesicht ab, daß es ihm selbst in der Seele weh thue, mir diese Eröffnung zu machen; deshalb wandte ich mich diesmal nicht voll Verachtung ab und ging, wie in anderen Fällen vorher, trotzig meiner Wege, sondern ich bat den alten Herrn flehentlich, mir den wahren Grund meiner Entlassung zu gestehen.

Er schüttelte den Kopf, schaute mich mitleidig an und sagte dann: „Junger Freund, Sie werden trotz Ihrer Tüchtigkeit und Ihres guten Willens kaum irgendwo lange aushalten; ich kann Ihnen nicht sagen, was mich zwingt, Sie fortzuschicken, doch Sie haben mächtige Feinde, welche gegen Sie arbeiten. Man will Sie unterdrücken, will, wie es scheint, verhindern, daß Sie in einer bürgerlichen Beschäftigung vorwärtskommen und — doch ich habe schon zu viel gesagt. Leben Sie wohl und streben Sie danach, sich unabhängig zu machen."

Gebrochen verließ ich den braven Mann. Jetzt, das stand fest bei mir, waren wir dem Untergang geweiht. Wer, fragte ich mich, wer außer deinem Vater kann ein Interesse daran haben, dich zu Boden zu werfen? Und doch, er kann, er würde nicht so grausam, so bodenlos heimtückisch handeln! Nein, er kann wohl seinen Sohn verstoßen, ihn für todt erklären, seinen Namen der Vergessenheit anheimgeben, doch ihn meuchlings anfallen und niederstoßen — denn diese Verfolgungen gleichen einem mörderischen Ueberfall, — nein, das kann ein Vater nicht, das kann dein Vater nicht!

Und auch heute, da ich ihn, der mir das Leben gegeben, auf Erden gewiß nicht mehr wiedersehen werde, spreche ich ihn von diesem Verdacht frei! Auch heute noch fehlt mir jede Erklärung für jene an mir begangenen Schurkenthaten! —

„Streben Sie danach, sich unabhängig zu machen!" Das Wort meines letzten Chefs klang mir in den Ohren, wo ich auch ging und stand.

Unabhängig! Nicht dem Willen, den Beschlüssen irgend eines Menschen unterthan. Unabhängig? Nur der Reiche ist es. — Wie sollte ich schnell zu Reichthum gelangen? Wie sollte ich, der kaum Brot für seine Familie schaffen konnte, ein Vermögen erwerben? Mit welcher Nichtachtung, mit welcher ahnungslosen Unkenntniß der Folgen hatte ich vor Jahren ein fürstliches Vermögen von mir gestoßen, hatte ich die Vortheile aufgegeben, welche meine Geburt mir in den Schooß geworfen! Hatte ich damals ein Recht dazu gehabt, wäre es nicht meine Pflicht gewesen, wenn nicht für mich, so doch für meine Nachkommen mir den Besitz zu sichern, der mir nach dem Tode meines Vaters einmal zufallen mußte? Ich klagte mich jetzt an, mein Kind geschädigt zu haben, und ich fühlte mich ihm gegenüber verpflichtet, das Aeußerste zu versuchen, um ein Vermögen zu erwerben.

Und war es wirklich so unmöglich, das Glück zu zwingen? Nein und tausendmal nein!

Lebte ich nicht in Amerika, dem Lande der Ueberraschungen, der Wunder? Ruhten nicht im Boden dieses Welttheils ungehobene goldene Schätze, deren Werth unermeßlich war, und wußte ich nicht, daß fast täglich die Nachricht von entdeckten Minen kam, durch welche aus armen Teufeln in unglaublich kurzer Zeit Millionäre wurden?

Das Goldfieber hatte mich erfaßt, es gönnte mir nicht mehr Ruhe und Schlaf; wachend, träumend beschäftigte ich mich nur noch mit den lockenden Vorstellungen, und immer sah ich mich glücklich zurückgekehrt aus den Bergen, ein vermögender, unabhängiger, glücklicher Mann. Damals kam gerade die Kunde von reichen Erzfunden in Alaska. Dort war zwar die Gefahr am größten, da die Eingeborenen das Vordringen der Goldsucher um jeden Preis zu verhindern suchten, aber auch der Boden war nicht von tausend und abertausend beutegierigen Händen durchwühlt.

Ich beschloß, nach Alaska zu gehen. Die Bitten und Thränen meines Weibes, die gefalteten Händchen meines Kindes, der eigene Schmerz, von den geliebten Beiden scheiden zu müssen, nichts vermochte mich in meinem Entschlusse wankend zu machen. Nachdem ich die Mittel aufgetrieben, Beate und das Kind auf ein halbes Jahr zu sichern, riß ich mich von ihnen los und eilte — — in mein Verderben.

Der letzte Brief, den ich von Beate nach Juneau City in Alaska, zwei Monate, bevor ich mich von Dalton und Hopkins zu dieser unheilvollen Expedition nach Horror-Island bestimmen ließ, empfing, meldete mir, daß sie und das Kind in bedrängter Lage in einer Kellerwohnung des Hauses 347 Eldridge Street, New York, wohnten."

---

4. Capitel.

Als Hans v. Rheden bis hierher gelesen hatte, sprang er auf und durchmaß, während sein Herz stürmisch pochte und seine Pulse flogen, unzähligemale den kleinen Raum. Eine Fluth von Gedanken und Empfindungen bestürmte ihn, und ein Weh, wie er es vorher noch niemals empfunden, preßte ihm die Brust und raubte ihm fast den Athem. Er war eine Beute fürchterlichster Erregung. Er drückte die Hand gegen die brennende Stirn und blieb stehen, um sich einigermaßen zu sammeln. Sein Blick fiel auf die Leiche. Da wurden ihm die Augen feucht, und zwei über seine Wangen herabrollende Thränen verschafften ihm Erleichterung.

Ihm war es, als wäre der Todte, der da vor ihm lag, nicht ein Fremder, sondern ein Freund, ein Mensch, den er von Kindesbeinen auf gekannt, den er geliebt hatte, und den jetzt ein grausames Geschick von ihm gerissen. Und das nicht allein. Der junge, lebenskräftige Mann glaubte in diesem Todten ein wundersames Beispiel menschlicher Bestimmung zu erblicken. — Und es überlief ihn kalt.

Bestimmung? War es diesem Manne bestimmt gewesen, von des Lebens Sonnenhöhe in den Abgrund des Verderbens hinabzustürzen — hatte es dann nicht auch eine göttliche Macht gefügt, daß er, Rheden, dem Heimath, Gesellschaftsklasse und ein großer Theil der Anschauungen mit dem Verstorbenen gemeinsam waren, gerade er den entseelten Körper des Unglücklichen auffinden mußte, daß in seine Hände die heilige Mission gelegt ward, von welcher in diesen Papieren die Rede war?

Nein, das konnte kein Zufall sein, nicht die unbeabsichtigte Folge einer menschlichen Laune, das war mehr — es war die Erfüllung der heißen, inbrünstigen Gebete, die von den Lippen, die sich jetzt für die Ewigkeit geschlossen hatten, zum Lenker der Welt emporgestiegen waren.

Und diese Gebete hatten Erhörung gefunden!

Der Arme hatte den Kelch des Leidens bis zum Grunde leeren müssen, seine brechenden Augen schauten die Hoffnung nicht und nicht den Sendboten des Himmels, die alles ausgleichende Gerechtigkeit; er hatte in Wahnsinn und Verzweiflung zu Grunde gehen müssen; aber zur selben Zeit durchschnitt der Kiel des Schiffes schon die Meereswogen, welches den Mann trug, der ausersehen war, die Enthüllungen und Wünsche des Sterbenden in Empfang zu nehmen und der Anwalt der Verwaisten zu werden. Und das zu sein, dem Weibe, dem Kinde dieses Todten zu Hilfe zu kommen und sie in ihre rechtmäßige Lebensstellung zurückzuführen — das schwur sich Hans v. Rheden, während seine Hand sich leicht auf das Lockenhaar des Todten legte.

Dann nahm er schnell die noch nicht gelesenen Papiere zur Hand und überflog ihren kurzen, fragmentarischen Inhalt.

„Am 12. Mai 1874. Suschen, mein süßes geliebtes Suschen, komm, setze dich neben mich, lege den Arm um mich — fester, so, weißt du noch, so thatest du immer daheim, wenn du müde warst. Liebling, fürchte dich nicht — sie werden dir nicht wehe thun, die bösen Thiere, nein, nicht dir und nicht mir. Ich habe ihnen ja in der verflossenen Nacht alles erzählt und heiße Thränen vergossen, da ich von dir und dem Mütterchen sprach. Und als sie mich weinen sahen und hörten, wie ich sie mit gebrochener Stimme anflehte, und wie ich dann auf die Kniee sank und die Hände rang um ihr Mitleid zu erbetteln, Suschen, auch die Bestien der Wildniß haben ein Herz — sie hegen und pflegen ja auch ihre Jungen und wollen sie nicht hergeben — da, ich weiß nicht, wie es kam — sie waren plötzlich verschwunden und ich sah sie nicht mehr — aber dich sah ich ja, mein Sonnenstrahl, du warst bei mir. — — Bist du eigentlich durch die Luft zu mir geflogen? — Wer hat dir denn verrathen, wo dein Väterchen schmachtet und sich sehnt nach dir und der Mutter? — Ah, ich weiß, die Mama kommt auch noch — nein, weine nicht, Suschen, gewiß sie kommt. Wir werden wieder beisammen sein, wir drei, wir drei glücklichen Menschen. — Bist du so müde, kleiner Schelm? Schlafe, schlafe, liegst ja an meiner Brust. Ich küsse dein rothblondes, seidenes Haar, ein Löckchen davon habe ich immer bei mir getragen, es war mein Talisman, der mich vor Gefahr behütet. — Schlafe, morgen, wenn du erwachst, ist die Mutter bei uns, und ein großes Schiff schaukelt sich auf der Fluth am Strande — und gute Menschen kommen, uns heimzuholen. Aber bis dahin mußt du schlafen — ich singe dir ein Lied — und jetzt — jetzt erzähle ich dem Papier, wie lieb ich dich habe, denn alle, alle sollen es wissen — alle — alle — — Pst, pst, nicht so laut, du böse Uhr — Suschen schläft — unser Kind schläft. —

Beate! Suschen! Liebe, geliebte Menschen, zürnt nicht — ich kann's nicht mehr ertragen. Laßt mich ruhen, laßt mich — lebt wohl, lebt wohl — lebt wohl. — — Ich will's nicht mehr leiden. — Der Sturm, der vom Meer schrecklich daherbraust, hat die Thür erbrochen — der Weg ist frei — ich fliehe — — — frei — nach Hause — — — ich will's nicht mehr leiden — Beate! Suschen! — Suschen! —"

Vor dem Hause ertönte ein Ruf. Gerfaut und die Schiffsleute waren da.

Rhedens zitternde Hände verbargen die Brieftasche mit den Papieren, der Photographie und der Locke in der Brusttasche seines Rockes. Kaum war dies geschehen, als die Thür aufgerissen wurde, und der Franzose in Begleitung des Steuermanns eintrat.

„Da ist er — er lebt," rief Gerfaut, scheinbar glücklich, Hans unverletzt wiederzusehen, „aber die Besorgniß, die wir Ihrer Marotte wegen ausgestanden haben, Baron, können Sie gar nicht wieder gut machen."

„Ja, Herr Baron," stimmte auch der Steuermann zu, „ich war höllisch aufgebracht darüber, daß der Herr Sie allein gelassen. Das hätte ein schönes Unglück geben können. — Das also ist der Todte? Ein schöner, stattlicher Mann muß er gewesen sein. Ist ihm auch gewiß nicht an der Wiege gesungen worden, daß er hier auf dieser verma ledeiten Insel enden würde."

„Gewiß nicht, Steuermann," entgegnete Hans in nachdenklichem Ernst, „ich glaube auch, er war ein braver Mann."

„Soll auch wie ein ehrlicher Kerl begraben werden. — Na, Jungens, kommt herein, und dann gehen vier von euch und heben am Strande ein Grab aus, doch weit genug vom Wasser entfernt, daß die Fluth es nicht erreichen kann." —

„Nun, haben Sie interessante Aufschlüsse in den gefundenen Papieren entdeckt?" flüsterte Gerfaut dem Deutschen zu, während der Steuermann und die Matrosen die Leiche umstanden und sie in feierlicher Stille in Augenschein nahmen.

„Nichts", erwiderte Hans schroff und abweisend.

„Also — nichts, ich dachte es mir", meinte Gerfaut lächelnd, „ich wußte es im Voraus, daß Sie mir dieses Resultat verkünden würden."

Zu anderer Zeit und in anderer Lage hätte Hans den Franzosen seines ironischen Tones wegen zur Rede gestellt, doch jetzt erschien ihm jede Erörterung zu kleinlich und unangemessen. Er begnügte sich daher mit der kurzen Erklärung, daß der Unglückliche einer hohen deutschen Adelsfamilie angehört habe und nur eigenthümliche Umstände und Mißgeschick dem abenteuernden Goldgräberleben zugeführt worden sei.

„Dahinter steckt gewiß ein kleiner Roman," meinte Gerfaut, „nun, Sie erzählen mir später an Bord des „Polarsterns" gewiß noch mehr darüber."

Sechs Fuß Erde waren schnell genug ausgegraben. Dann wurde der Leichnam in ein großes Stück Segeltuch eingehüllt, und die Matrosen trugen ihn hinaus. Der Steuermann schritt an der Spitze dieses kleinen traurigen Zuges, und Rheden und Gerfaut folgten der Leiche.

Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen über die Felsen von Horror-Island, und violette und gelblichrothe Tinten schwammen zu sonderbaren Gebilden am Horizont zusammen, als der einzige Sohn des Reichsgrafen Hermann Adolf v. Fels zur Ruhe gebettet wurde. Die Wogen sangen sein Grablied, und der Steuermann sprach mit laut vernehmbarer Stimme das Vaterunser.

Dann fielen die Erdschollen auf Suschens Vater nieder.

Den raven, im stürmischen Auf und Nieder des Seemannslebens abgehärteten Burschen waren die Augen feucht geworden bei diesem sonderbaren Begräbniß.

Hans war ein wenig zurückgetreten und sah, das Haupt auf die Brust geneigt, tief bewegt zu, wie der kleine Hügel sich über dem Grabe aufthürmte.

„Ich will's nicht mehr leiden," wiederholte er die letzten Worte der gelesenen Aufzeichnungen, „armer, unglücklicher Freund — jetzt leidest du es nicht mehr."

Und noch einmal erneuerte er sich selbst das Gelübde, dem Weib und Kinde dieses Enterbten ein Schützer zu werden.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und Hans fuhr aus seinem Brüten empor. Es war der Steuermann, der neben ihm stand und treuherzig lächelnd auf den frischen Hügel wies.

„Ich hab's nicht über's Herz bringen können," flüsterte der Mann ihm zu, „den armen Kerl so ganz ohne Schmuck und Zeichen unter der Erde liegen zu lassen, da hab' ich zwei von meinen Leuten zum Boot heruntergeschickt, und sie haben mir die kleine amerikanische Flagge bringen müssen, die wir am Steuer führten. Die weht nun da auf seinem Hügel. Bezeugen Sie mir's beim Capitän, wo wir unsere Flagge gelassen."

„Ihr seid ein braver Mann," sagte Hans und drückte ihm die Hand.

Gerfaut mahnte zum Aufbruch und mit Recht. Wenn die Nacht sie nicht ganz und gar auf dieser unheimlichen Insel überraschen sollte, so mußten sie augenblicklich aufbrechen. Nur für einige Minuten verschwand Hans noch in dem Hause, und als er wieder heraustrat, schloß er leise die Thür, so leise und behutsam, als wolle er einen nicht stören, der in der Nähe in tiefem Schlummer lag . . .

Bald steuerte das Boot des „Polarsterns" diesem wieder zu. Hans v. Rheden hielt den Blick nach der Insel gerichtet und beobachtete, so lange es möglich war, die kleine Flagge mit den Sternen und Streifen, die der Wind hin und her flattern ließ, wie ein ängstliches Vögelchen, das sich niedergelassen auf dem einsamen Grabe des Felseneilandes.

---

5. Capitel.

In dem behaglich eingerichteten Zimmer eines Privathotels, in der sechsten Avenue zu New York, saß Gerfaut vier Wochen nach den geschilderten Ereignissen, rauchte eine köstlich duftende Havana und las in einer Abendzeitung. Ab und zu hob er den Kopf und neigte ihn der Thür zu, offenbar in der Erwartung, die Schritte eines die Treppe Emporsteigenden zu vernehmen. Seine Geduld wurde jedoch auf eine ziemlich harte Probe gestellt, denn es verging eine geraume Zeit, bis die Thür nach kurzem Anklopfen geöffnet wurde und ein Schwarzer eintrat, der dem Franzosen eine Visitenkarte überbrachte.

„Wo befindet sich der Herr?" fragte Gerfaut, nachdem er einen Blick auf die Karte geworfen.

„Im Parlor, Sir."

„Dann bitten Sie ihn, sich in dieses Zimmer bemühen zu wollen."

Der Schwarze verschwand, und wenige Minuten später erschien ein untersetzter, nicht mehr junger Mann im Rahmen der Thür. Als er seinen Cylinderhut grüßend abnahm, entblößte er eine den ganzen Schädel einnehmende Glatze, die von einem dünnen Kranz röthlicher Haare umgeben war.

„Mr. Davis?" fragte Gerfaut und bot dem Fremden zuvorkommend die Hand.

„Zu dienen, Sir. Mr. Andre Gerfaut vermuthlich?"

Gerfaut schloß die Thür, nachdem er sich durch einen schnellen Blick auf die Treppenflur versichert hatte, daß der Schwarze wieder hinabgestiegen sei, dann lud er den Fremden durch eine Handbewegung ein, im Schaukelstuhl Platz zu nehmen, während er für sich selbst einen Polstersessel heranzog.

„Sie haben meinen Brief und mein Telegramm erhalten, Mr. Davis?" fragte er in vorsichtig gedämpftem Ton.

„Aus San Francisco, allerdings. Den Brief am 19. October, das Telegramm am 24., also schon vor drei Tagen. Doch ehe wir in unserer Unterhaltung fortfahren, gestatten Sie mir wohl, die Wärmeleitung zu schließen."

„Mit Vergnügen. Finden Sie es zu warm im Zimmer?"

„Keineswegs. Aber diese Centraldampfheizungen, die vom Keller aus die Wärme in alle Zimmer leiten, sind zugleich ganz vortreffliche Hörrohre. Der Schall fängt sich in dieser Oeffnung, durch welche die Wärme in den Raum eingelassen wird, und deren Thür ich, wie Sie sehen, jetzt schließe, denn besonders im oberen Stockwerk ist bei einiger Aufmerksamkeit jedes Wort zu verstehen."

„Ah, in der That, Sie sind ein vorsichtiger Mann."

„Das bedingt mein Geschäft, Sir."

„Sie sind mir als ein Mann von großer Erfahrung und bedeutendem Scharfblick empfohlen worden, und besonders betonte mein Gewährsmann, daß man unbedingtes Vertrauen in Ihre Verschwiegenheit setzen könne."

„Das letztere versteht sich von selbst. Eine einzige Indiscretion könnte für mich selbst die unheilvollsten Folgen haben. — Doch kommen wir zur Sache. Sie waren so liebenswürdig, mir brieflich einen Auftrag zu übermitteln."

„Sie haben ihn ausgeführt?"

„Auf das genaueste. Der Herr, den ich beobachten soll, ist bis zu diesem Augenblick nicht aus den Augen gelassen worden. Ich bin in der Lage, Ihnen über jeden seiner Schritte Auskunft zu ertheilen."

Gerfaut lächelte befriedigt. „Ausgezeichnet," sagte er, „theilen Sie mir alles mit, was Sie wissen, Mr. Davis. Aber vielleicht rauchen Sie? So, hier ist Feuer. Es plaudert sich bei einer Cigarre angenehmer."

„Zweifellos. — Ich danke Ihnen. So, und nun hören Sie." Der Detectiv zog ein kleines Notizbuch hervor, blätterte einige Augenblicke in demselben und sagte dann: „Sie haben Herrn v. Rheden in Chicago verlassen, wie mir Ihr letztes Telegramm meldete und vermutheten, daß er direkt von dort nach New York reisen werde. Dem ist nicht so. Herr v. Rheden hat seine Reise in Philadelphia unterbrochen und sich einen halben Tag etwa dort aufgehalten."

„Wie konnten Sie das in Erfahrung bringen?"

„Ich erkundigte mich bei dem Conducteur des Zuges, mit dem er auf dem Bahnhof der Pennsylvania Railroad ankam, wo dieser betreffende Passagier eingestiegen sei, und dieser antwortete mit Bestimmtheit: in Philadelphia. Er erinnerte sich auch, daß der Fahrgast ihn beim Vorzeigen des Billets gefragt, ob er ein neues lösen müsse, da er seine Reise auf einen halben Tag in Philadelphia unterbrochen habe."

„Was mag Rheden dort gethan haben?"

„Darauf vermag ich Ihnen im Augenblick nicht zu antworten, da ich keinen Grund hatte, mich dafür zu interessiren. Meine Instruction lautete blos dahin, ihn in New York zu überwachen und womöglich auszuforschen, wo er eine gewisse Brieftasche verborgen habe."

„So schrieb ich Ihnen. Nun also, wohin begab sich Rheden vom Bahnhof aus?"

„Nachdem er mit der Dampffähre von New Jersey, wo sich der Endpunkt der Pennsylvaniabahn befindet, nach New York hinübergefahren war, miethete er ein Kab und ließ sich nach dem Astorhouse bringen, wie Sie wissen eines unserer fashionabelsten Hotels."

„Ich weiß — weiter."

„Ich war ihm gefolgt, betrat mit ihm zu gleicher Zeit die Office, wo ich mich, um meine Anwesenheit zu motiviren, nach einem Mr. Emmett erkundigte, der vor vier Wochen dort abgestiegen sein sollte. Während der Clerk in dem Buch nachsah, um meinen Mr. Emmett zu ermitteln, gewann ich Zeit, mich im Bureau aufzuhalten und Herrn v. Rheden zu beobachten."

„Er nahm vermuthlich ein Zimmer?"

„Das ist selbstverständlich, aber vorher geschah Wichtigeres."

„Wichtigeres? Im Bureau des Hotels? Da bin ich gespannt."

„Er fragte, ob ein Telegramm für ihn eingelaufen sei, und empfing thatsächlich ein solches. Es war eine Cabeldepesche, in Berlin aufgegeben und zwar am 25. des Monats."

„Wie konnten Sie das ermitteln?"

„Sehr einfach. Der deutsche Herr schien es nicht erwarten zu können, von dem Inhalt der Depesche Kenntniß zu nehmen, bis er sich auf seinem Zimmer befinde, er öffnete sie hastig, und während er las, stand ich neben ihm und blickte ihm in das Papier hinein."

„Vortrefflich! So kennen Sie auch den Inhalt des Telegramms."

„Wort für Wort," antwortete der Detectiv lächelnd, da er merkte, daß Gerfauts Ueberraschung über seine Leistungen beständig wuchs, „meine Kenntniß der deutschen Sprache kam mir zu Hilfe, denn die Depesche war deutsch. Ich habe mir nachher den Inhalt notirt. Verstehen Sie deutsch?"

Gerfaut verneinte. „Ich habe es mir gedacht und eine Uebersetzung ins Englische angefertigt, hier ist sie."

(Fortsetzung folgt.)

Auf die französischen Ministerien der letzten Jahre wandte gestern ein witziger Kopf den Vergleich an: es sind immer dieselben Hunde, nur die Halsbänder sind verschieden.

* * *

Der Ballast der kaiserlichen Yacht „Hohenzollern" besteht aus Wein, Bier und Schnapps. Der Auftischer dieses Entenbratens scheint in seinem Kopfe keinen Spiritus als Ballast zu führen.